

# Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DÜSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DÜSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35

ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 6

APRIL 1948

## Der Weg zum großen Oratorium \*)

Freiligraths politische Entwicklung — Seine Gegner

Von Paul Vogelpoth

Der Ariabß zum gewaltigen Revolutionsgesang „Die Todten an die Lebenden“ soll trivial gewesen sein. An einem Julitag des Jahres 1848, so wird gesagt, hielt der Vorstand des Düsseldorfer Volksklubs in der Salmschen Wirtschaft an der Krämerstraße eine Sitzung ab. Ferdinand Freiligrath, der Mitglied des Vorstandes war, hatte offensichtlich nicht das mindeste Interesse an den Besprechungen. Jedenfalls sah er mit gleichgültiger Miene zum Fenster hinaus und folgte verträumt dem Flug der Schwalben über Ufer und Strom. Der Vorsitzende hielt es für angebracht, den Dichter in eine Ordnungsstrafe zu nehmen. Und da die Kasse ziemlich leer war, ergab sich, sozusagen von selbst, der Straftenor: „Freiligrath hat ein Revolutionsgedicht zu verfassen. Die Verse werden gedruckt und vertrieben. Der Erlös fließt der Kasse zu!“

Der Dichter erklärte sich mit der „Strafe“ einverstanden und dichtete. Wir sind nun im Bilde, wie der große Wurf zustande kam. — Sind wir? Nein, natürlich nicht! Es ist das gute Vorrecht prosaischer Gemüter, zu glauben, man könne den Pegasus auf Kommando die Hohe Schule reiten lassen. Kein Poet kann das, am allerwenigsten war Freiligrath dazu imstande, der nicht zu den Vielschreibern gehörte und den die Muse „nur sehr gelegentlich“ zu besuchen pflegte. Gerade in den ersten Wochen seines Düsseldorfer Aufenthalts schienen alle Stimmen in ihm zu schweigen. Seit dem 14. Mai war er hier, nachdem er die Zelte seines Londoner Exils abgebrochen hatte. Er wohnte in den „Drei Reichskronen“ bei Beeking am Markt und tat dort nichts, buchstäblich nichts. Dann siedelte er in das Haus Am Windschlag 275 (Oststraße 82) über und bezog die Wohnung des Malers Henry Ritter, während Ritter zur Kur nach Honnef fuhr. Das Haus lag auf spärlich bebautem Gelände am Rande der Stadt. Ringsum waren schöne blühende Gärten, so schön und blühend, daß sie unseren Dichter in keiner Weise dazu animierten, politische Gesänge anzustimmen. Zu zeitloser Lyrik stand ihm ohnehin nicht der Sinn, weder am Windschlag noch überhaupt. Nur ein einziges Lied war ihm zu Beginn des Juni gelungen, aber selbst das war kein vollendetes Eigenprodukt, sondern nur eine Variante der Trutzhymne „Trotz alledem“ des Engländers Burns. Wir sehen, Freiligraths Musen schliefen bei Tag und bei Nacht, derweil der Dichter in der „Kanon“ in der Zollstraße mit Theo Eichmann, dem wackeren Holzhändler; mit Heinrich Köster, dem gemütvollen Mädchenschullehrer, und mit Wolfgang Müller, dem Arzt und Dichter aus Königswinter, an die schwierigsten politischen Probleme heranging. Und zwar, auch das muß gesagt werden, mit der Unbekümmertheit eines gutmütigen Dilettanten. Denn nie in seinem Leben ist Freiligrath eigen denkender, gestaltender Politiker gewesen. Er bedurfte großer Vorbilder wie Victor Hugo, Béranger oder Thomas Hood für die Form und starker Affekte für das Stoffliche. Das Grundmotiv seines Schaffens lag im Gegensatz, im Kampf einander feindlicher Mächte.

\*) Vor einem geschlossenen Kreise unserer Heimatfreunde hielt der weithin bekannte Freiligrath-Forscher und feinsinnige Interpret der 1848er Revolution, Paul Vogelpoth, einen aufschlußreichen Vortrag. Wir freuen uns aufrichtig unseren Freunden, Bekannten und Gönnern Auszüge aus den hervorragenden Ausführungen auf diesem Wege mitteilen zu können.

Es ist bekannt, daß gerade heute versucht wird, Freiligrath zum „politikmachenden Dichter“ zu stempeln, und ich muß gestehen, daß ich darin in geringerem Maße eine parteipolitische Enge sehe als vielmehr das Unvermögen, Werden und Wesen des Dichters und Menschen Freiligrath zu erkennen. Im übrigen ist gerade in den letzten Wochen so viel Unsinniges über 1848 geschrieben worden, daß es schon gar nichts mehr ausmacht, wenn auch die Dichter der Revolution von 1848 nach privatem Gefallen verarztet werden. Freiligrath selbst, der anfangs nicht einmal seine politischen Sturm- vögel wichtig nahm, sagte einmal von sich: „Ich lasse mich beim Versmachen mehr von einem dunklen Gefühl hinreißen, als daß ich mir vom Verstande, den ich leider gar nicht habe, einen ordentlichen Plan, nach dem ich verführe, vorzeichnen liebe.“ Wenn wir die gänzlich ungerechtfertigte Unterschätzung seines Verstandes abziehen stimmt der Satz haargenau.

Ein Blick in seine Entwicklung, die den meisten Biographieschreibern von heute kaum in der blassesten Vorstellung bekannt ist, beweist, wie der „Politiker“ Freiligrath zu bewerten ist. Der Dichter wurde in der Zeit der schwärzesten Reaktion groß. Mit keiner Silbe streifte er die Politik. Er betont sogar, daß auf den Spaziergängen mit seinem Amsterdamer Freund Müller Begebenheiten des Tages nie besprochen würden. Als 19jähriger verbricht er ein Geburtstagsgedicht auf Friedrich Wilhelm III., ein wahres Muster von Byzantinismus. Im „Flaschenkrieg“ ist dem 21jährigen eine Weinkneiperei wichtiger als die weltgeschichtlichen Dinge der Jahre 1830 und 1831. Dann folgen die „Auswanderer“, zweifellos ein stimmungsvolles Gedicht, und doch nur ein neues Beweisstück, daß er zum sozialen Problem jener Tage in keinerlei engerer Beziehung stand. Im Herbst 1835 kannte er die Tendenzen des „Jungen Deutschland“, wie er selbst zugibt, überhaupt noch nicht. Nachher schmähte er das „Junge Deutschland“, dann wieder näherte er sich Heine, lobte Karl Beck als einen „Hauptkerl“ und sah in den schwülstigen Versen des Ungarn den „edelsten Liberalismus“. Gutzkow wurde ihm „von Tag zu Tag lieber“. Am Ende aber wurde selbst der begeisterten Lesergemeinde Freiligraths Stellung zu diesen Fragen der Zeit uninteressant, zumal Karl Immermann recht behielt: die exotischen Bilder gingen ihm aus, seine dichterische Flamme flackerte nur noch ganz dünn, schließlich fehlte die Kraft zum Dichten nahezu ganz.

In Unkel kam die Liebe über ihn, die ihm ein paar hübsche Gedichte zutrug. Mehr kam in den ganzen Jahren nicht heraus, indessen Anastasius Grün und Georg Herwegh tapfer drauflossangen und Franz Dingelstedt als — allerdings kurzlebiger — kosmopolitischer Nachtwächter um die Chattenburg stolzierte. Auch Nikolaus Beckers kitschiges, aber enorm erfolgreiches Rheinlied, das Freiligrath selbst aus der Taufe hob, ließ keinen neuen Wind um seine Seele wehen.

Ende Oktober 1841 schrieb er das vielumstrittene Gedicht auf den Tod des spanischen Märtyrers Diego Léon, das nicht nur als Ausgangspunkt eines poetisch-publizistischen Ringkampfes mit Herwegh Beachtung fand, sondern noch jahrzehntelang zitiert wurde, so daß sich schließlich eine ganze Literatur darum spann, vor allem um die berühmt gewordene Behauptung: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei!“ Herwegh gab in seiner schneidigen Antwort den Ton an: „Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!“ Freiligrath war als „Reaktionär“ abgestempelt. „Er hat keine Konsequenz und macht seinen Feinden immerfort Konzessionen!“ So klar sieht eine Frau (!) jener Zeit, Luise von Gall, die Braut Levin Schückings, die Situation. Freiligrath sieht sie nicht!

März 1842 kam, so glaubte der Dichter endlich strahlende Helle in Herz und Zimmer. In Wirklichkeit aber wurde es nachtschwarz um ihn! — Freiligrath nahm eine durch Alexander von Humboldt erwirkte Pension Friedrich Wilhelms des Vierten an. „Meine Ida, meine Lieder und meine dreihundert Taler machen mich reich wie einen König!“ schrieb er und verfaßte in diesem Frühling sage und schreibe zwei Gedichte. Es ist hier nicht der Raum, der vielen Attacken Erwähnung zu tun, die dem „Pensionierten“ galten. Es war grausam für den guten Freiligrath.

Im September wurde er in Koblenz dem König vorgestellt. Friedrich Wilhelm benahm sich arrogant und stellte nur eine einzige und zudem lächerlich belanglose Frage an Freiligrath. In diesem Augenblick, so berichtete der Dichter zehn Jahre später, sei er Demokrat geworden. Man wird diese Behauptung auf sich beruhen lassen können. Sie klingt nicht sehr echt und ist es wahrscheinlich auch nicht.

Mittelbarer Anlaß zu einem vollständigen Gesinnungswechsel war etwas ganz anderes: die Triumpffahrt Herweghs durch Deutschland. Freiligrath behandelte sie in einer Weise polemisch, daß selbst seine treuesten Freunde das Gedicht als Pamphlet, als unanständig, als restlos verfehlt bezeichneten. Es sprach Mißgunst aus jeder Zeile. Die gesamte liberale Presse fiel wie eine wütende Meute über den Dichter her, warf ihm Neid, Beschränktheit und reaktionäre Gesinnung vor. Freiligrath wurde unsicher, fast ängstlich.

An dieser Stelle muß vermerkt werden, daß die Verse gegen Herwegh tatsächlich der einzige erheblich störende Fleck auf dem blanken Schild des Dichters sind. Keiner empfand das so deutlich wie Freiligrath selbst, und er wußte auch, daß er die Scharte auszuwetzen hatte. Nach außen hin versuchte er seine moralische Pleite zu verdecken, indem er erklärte, daß es ihm nicht einfalle, sich „mit einer solchen bierschenkenhaften Michelei in einen lyrisch-didaktischen Prinzipienstreit einzulassen“ — und tat es doch. Und nun wurde der erste leise Ton des zukünftigen großen Trompeters der deutschen Revolution laut: „Ich denke mich schon in Kurzem auf einem Standpunkt zu befinden, der meine Feinde beschämen wird.“

Freiligrath näherte sich der Fährte, die ihn in die Tagespolitik führte und die ihn dann — nicht zum Schaden der deutschen Revolution und der Literatur — nicht mehr freigab. Zunächst verlebte er mit seinem Freund Geibel noch einen lustigen Poetensommer in St. Goar. Wenig später, im Herbst 1843, stand Freiligrath plötzlich in einem Liberalismus, von dem er glaubte, er sei von der „Reaktion“ wie vom „Schwindel der Radikalen“ gleich weit entfernt. Der letzte Anlaß zu diesem Umschwung wird nie völlig einwandfrei zu klären sein. Möglicherweise hängt er mit der Ablehnung eines Beschlusses des rheinischen Landtags zusammen, der das von der Regierung vorgeschlagene preußische Strafgesetzbuch durch ein rheinisches auf Grund des Code Napoleon ersetzt wissen wollte. Friedrich Wilhelm IV. erließ eine derbe Kabinettsordre, die in der Bevölkerung des Rheinlandes stärkste Erregung verursachte. Diese Erregung griff, wie es scheint, auch auf den Dichter über, denn gerade in jenen Tagen äußerte er, daß er „rechtschaffen schaffig“ sei. Die Behauptung einige Literarhistoriker, Hoffmann von Fallersleben gebühre das Verdienst, Freiligrath bei einem Glase Sekt im Koblenzer Riesenfürstenhof zum Demokraten gemacht zu haben, ist nicht ernst zu nehmen. Auch Freiligraths Gedicht, das die Begegnung der Dichter behandelt, ist kein Beleg, sondern eine Flunkerei.

In die gleiche Zeit fällt die Verurteilung des Marburger Professors Silvester Jordan (des Urhebers der hessischen Verfassung von 1830), auf Grund der meineidigen Aussagen eines notorischen Verbrechers, nachdem Jordan schon mehrere Jahre in grausamer Untersuchungshaft gesessen hätte. Dieses neue Opfer des Schinders Hassenpflug („der Hessen Haß und Fluch“) rüttelte Freiligrath gewaltig auf. Er beabsichtigte, dem Märtyrer eine Reihe geharnischter Sonette zu widmen, wie er seinem Darmstädter Freund und nachmaligen Biographen Karl Buchner schrieb.

Und nun begann Freiligrath, sein „Glaubensbekenntnis“ niederzuschreiben, jene Gedichte, die ihn mit einem Schlage ins Zentrum der politischen Lyrik Deutschlands führten. In der „Krone“ in Abmannshausen fügte er Blatt an Blatt. Er stand jetzt nicht mehr „auf der höheren Warte“, sondern er stand auf den Zinnen der Tagespolitik. Er verarbeitete alles, was er an Interessantem aus den Bezirken der Politik hörte und was ihm die Zeitungen zutrug. Vor allem die „Kölnische Zeitung“, die unter der Leitung Püttmanns zum Hauptorgan des rheinischen Liberalismus geworden war, beeinflusste ihn stark.

Am 14. Mai 1848 war Freiligrath nach Deutschland zurückgekehrt. „Herrgott, Welch ein Sieg! Jahrhunderte in den Raum zweier Wochen zusammengedrängt! Vive la République!“ hatte er nach dem Sturz Louis Philipps, des Königs der Franzosen, an seinen Düsseldorfer Freund Heinrich Köster geschrieben. In dieser Stimmung war er über den Kanal gefahren. Vom 14. bis 17. Juni nahm Freiligrath am Demokratischen Kongreß in Frankfurt teil und traf mit Arnold Ruge, Johannes Ronge, Robert Blum, dem Philosophen Feuerbach, der „Reichshyäne“ Schlössel und seinem Landsmann Theodor Althaus zusammen. Seine Zuversicht ist noch von keinerlei Zweifeln belastet. In einem Brief vom 15. Juni 1848 an seine Frau Ida heißt es: „Daß die Republik siegen wird, bald siegen wird, ist mir so gewiß, wie das 2 x 2 gleich viere sind!“

Einige Jahre später, im Juli 1852, sieht er die Dinge (und sich selbst!) anders: „Das Jahr 1848 rief mich nach Deutschland zurück; jedoch nur, um die von vornherein verpöndelte ‚Revolution‘ zu denuncieren, nach bester Einsicht vor der täglich mehr hereinbrechenden Reaktion zu warnen, und mich zuletzt durch den dreisten Trompetenstoß Die Todten an die Lebenden in's Gefängnis zu bringen.“ (Brief an Brockhaus).

Zwischen dem Frankfurter 15. Juni und dem Tag am Juliende, an dem er in Düsseldorf sein Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ schrieb, liegt eine Summe bitterster Enttäuschungen. Zu dieser Zeit weigerte sich die Preußische Nationalversammlung, den Berliner Märzkämpfern ihre Anerkennung auszusprechen. Der Krieg gegen Dänemark wurde von Preußen aus Furcht, dadurch die deutschen Einheitsbestrebungen zu stärken, nach anfänglichen Siegen nur nachlässig geführt. In Mainz erzwang General Hülser die Auflösung der Bürgerwehr, ebenso wurde in Trier, Aachen, Mannheim und anderen Städten die Volksbewaffnung aufgehoben. Die Nationalversammlung bewies ihre monarchische Gesinnung durch die Wahl eines Fürsten, des Erzherzogs Johann, zum Reichsverweser. In Berlin war nicht nur das Militär wieder zurückgekehrt, auch der Prinz von Preußen (der nachmalige Kaiser Wilhelm I.), der als Haupt der Reaktion galt, erschien nach seiner schmachvollen Flucht wieder in der Reichshauptstadt. Und endlich wurde die Arbeiterschaft von Paris in blutigen Kämpfen vom 23. bis 26. Juni zu Boden geworfen.

Die alte Hof-Adels-Soldaten-Duodezfürstenwirtschaft hatte wieder freie Bahn. Die Reaktion marschierte. Aus dieser Erkenntnis sprang der Funke, und Freiligrath, ein Dichter der feinsten Empfindsamkeit für äußere Einflüsse, entflammte im Zorn und schuf in den letzten Julitagen 1848 das gewaltige Oratorium (wie Schmidt-Weißenfels, einer der ersten Freiligrath-Biographien, es genannt hat), — das Oratorium „Die Todten an die Lebenden“.

In der letzten Nummer der „Düsseldorfer Heimatblätter“ bezeichnete Dr. Paul Kauhhausen das Werk als „das bedeutendste Revolutionsgedicht, vielleicht das größte der gesamten Weltliteratur“. Wir wollen hier nicht teilhaben an dem alten Streit, welches der „echte“ Freiligrath ist und ob seine Revolutionslyrik überhaupt die künstlerischen Gesetze erfüllt. Meine persönliche Meinung ist, daß einzig und allein der Revolutionsdichter Freiligrath Geltung über seine Zeit hinaus beanspruchen kann, — sei es nur um des einen Gedichtes willen: „Die Todten an die Lebenden“! Fast nirgendwo besteht bei Freiligrath ein Zusammenhang zwischen Leben und Werk so eindeutig wie in der kurzen Zeit seines politischen Erlebens. Nur in dieser Zeit wurde das Erleben unmittelbar Gedicht, dessen Wert nach Stoff und Form zu deuten ist. Bemerkenswert, daß der Dichter auch in dieser Periode — vor allem in seinem „Oratorium“ — ausschließlich von den konkreten Ereignissen des Tages geleitet wurde und ihnen (*sit venia verbo*) die Form einer poetischen Reportage gab.

Die im zweiten Monat bestehende „Neue Rheinische Zeitung“ brachte in den Julitagen 1848 einen Artikel von Karl Marx, dessen Gedanken vollkommen mit denen Freiligraths im Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ übereinstimmen. Zwei weitere Stellen nehmen Bezug auf Dingelstedts „Fresken in der Paulskirche“ (leider, auch im grausigen Wortspiel von den „rechten Reichsverwesern“). Daß Freiligrath die „rote Fahne“ auf den Barrikaden wehen läßt, umgrenzt seinen politischen Standpunkt nicht im parteiengen Sinne. In „Sonst und Jetzt“ war es der preußische Adler, vier Jahre später im Phönixgedicht das Scharlachpanier, 1846 das graue Feldzeichen des Bettelsackes, 1843 und 1848, bei Ausbruch der Revolution, war es Schwarz-rot-gold, das alte Burschenschaftsbanner, das seine Verse kolorierte. Und wie er in diese poetische Radikalisierung hineingestürzt war, so zog er sich später wieder daraus zurück. Nicht aus Charakter Schwäche, sondern weil ihm die Affekte fehlten. Immer war er zuerst Dichter, — Mensch seiner Zeit! Die Entwicklung der nächsten Monate beweist das: aus der großartigen Rhetorik, aus den schwertscharf geschliffenen zornigen Alexandrinern versank er schon im Herbst 1848 ins Deklamatorische, ins predigerartige Heulerpathos, wie Marx sich ausdrückte. Mögen alle früheren und späteren Gedichte Freiligraths der Vergessenheit anheimfallen, die exotischen und pathetischen, die lieselyrischen und nekrologischen, allein das Meisterstück, dem die Literatur aller Zeiten nur wenig an die Seite zu stellen hat“ (Robert Prutz), an rhythmischer Pracht und Schönheit unvergleichlich, „der Höhepunkt seiner künstlerischen Leistung“ (Richard M. Meyer), „das Ge-

# Chronik

## Düsseldorf im Revolutionsjahr 1848

9. April: Zusammenstöße zwischen Militär und Bürgern insbesondere in Derendorf.  
12. April: Totenfeier des Pfarrers Anton Joseph Binterim zu Bilk für die Berliner Märzgefallenen.  
18. April: Trauergottesdienst für die Märzgefallenen in der Max-Kirche.
- 

waltigste und Packendste, was die revolutionäre Poesie je hervorgebracht hat" (Moriz Carriere), es wirkt heute noch genau so stark, so unmittelbar wie in jenen Tagen, da es „Zum Besten des Volksklubs zu Düsseldorf“ in 9 000 Exemplaren, das Stück für eineinhalb Silbergroschen, die Francksche Buchdruckerei, Neustraße 617 (später 20), verließ.

„Hier geht der Wisch wie warme Semmel“, schrieb Freiligrath an seinen Freund Heinrich Zulauff. In vielen Städten erschienen Nachdrucke, vor allem in Berlin und Wien. Und dann kam die Zeit, da sich „die Lebenden an die Todten“ wandten, oft in widerlichsten Pamphleten. Die finsterste Reaktion meldete sich wieder zu Wort.

\*

Paul Vogelpoth besitzt alle Erwidrerungen, in Originaldruck, einige davon sind der Freiligrathforschung bisher noch unbekannt geblieben. Sie sollen in einigen weiteren Aufsätzen behandelt werden.

\*

## Das Düsseldorfer Aquarium

Die Stadt Düsseldorf kann den Tag, da sie im Löbbecke-Museum ihr großes Aquarium eröffnete, als einen Freudentag begrüßen. Heute in unserer so trostlosen und freudarmen Zeit erst recht. Und wir notieren und registrieren diesen Tag mit besonderer Genugtuung. Wer heute mit offenen Augen durch die Stadt wandert, sieht vielleicht überall verheißungsvolle Ansätze, aber selten eine entscheidende Tat. Eben von einer solchen wollen wir sprechen. Denn es ist eine! Und wir wollen als echte Heimatvertreter dem Schöpfer dieses Institutes, Herrn Museumsleiter Horst Sieloff, der Stadtverwaltung, dem Kulturdezernenten, dem Kulturausschuß und nicht zuletzt dem britischen Kulturoffizier dafür aufrichtig danken. Es wird unsere Aufgabe sein, sorglich darüber zu wachen, daß keine nichtswürdige oder gar böswillige Kritik laut wird, die nur zerstören kann, was in uneigennütziger und aufopferungsvoller Weise so mühsam zustande kam, zur Freude und Erbauung aller Bürger.

Das Düsseldorfer Aquarium hat schon seine höchst eigene Geschichte. In den Jahren 1931/32 baute Horst Sieloff innerhalb des Zoologischen Gartens sein erstes Aquarium. Naturgemäß waren die Anfänge recht bescheiden, bedingt allein durch den unzureichenden Raum. Sein Inhalt aber trug bereits den Stempel eines hervorragenden Fachwissens. Es geschah das Unglaubliche: 1933 wurde es seinem Schöpfer und Betreuer wieder abgenommen! Unverstand, Rechthaberei und Intrigen feierten — wie damals überall, so auch hier — ihre billigen Triumphe. Die Folgen konnte man voraussehen. Das Aquarium war und blieb ein Torso, dem die Öffentlichkeit resignierend gegenüberstand... bis zur restlosen Vernichtung durch den Bombenkrieg.

Nur der harte Wille und das ungebrochene Wollen sehen ein Ziel auch durch die dichten Schleier der Hoffnungslosigkeiten. Von dieser Art war Horst Sieloff. Mit dem Mut eines Besessenen ging er an den Neuaufbau des lang gehegten Planes: Das Aquarium soll wieder neu erstehen! Und überall fand er begeisterte Zustimmung, helfende Hände, bei der Behörde, in den Fach- und Wissenschaftskreisen, ja in der ganzen Bürgerschaft. Das eben ist das Beglückende an diesem schönen Unternehmen. Kein Märchen und kein Traum kann schöner sein als die bunten, lebendigen Bilder, die uns hier in ungeahnter Schönheit entgegentreten.

Waren auch der gesamte Zoo und das Löbbecke-Museum fast dem Erdboden gleich gemacht, so hatte doch der nahe am Zoo stehende Hochbunker die Kriegszeit überdauert. In seinen großen brachliegenden Räumen, die in ihrem unfertigen Zustand nicht zu Wohnzwecken verwendet werden konnten, wurde nun im Einvernehmen mit der Besatzungsbehörde das neue Aquarium eingerichtet, nachdem im Vorjahre bereits das Löbbecke-Museum dort untergebracht worden war.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, das Museum mit dem Aquarium in einem Gebäude zu vereinigen und so die Fülle „konservierten“ Naturgeschehens in einem „Garten unter Wasser“ lebendig werden zu lassen. Gibt es doch keinen Lebensraum, den man so den natürlichen Verhältnissen anpassen kann, wie das Wasser mit seinen tausendfältigen Lebensformen.

Schon die erste Abteilung zeigt in dem „steinernen“ Aquarium als Zeugen vergangener Erdperioden jahrmillionenalte Wasserbewohner aus den berühmten Solnhofener und Holzmadener Schichten.

Doch den Höhepunkt des Erlebens bringt dem Besucher die Abteilung der sogenannten „Warmwasserfische“, die schon nach einem kurzen Besuch überzeugend dartut, warum Hunderttausende von Fachleuten und Laien auf der ganzen Welt sich trotz aller Nöten der Zeit der Pflege, Zucht und Erforschung dieser farbenprächtigen und formschönen Bewohner des feuchten Elementes mit Leib und Seele verschrieben haben, früher und heute oft ganze Vermögen opferten und opfern und lebensgefährliche Expeditionen ausrüsteten, nur um diesen oder jenen seltenen Fisch aus den tropischen Gewässern Afrikas, Amerikas, Australiens, Indiens, der Südseeinseln zu haben. Die Geheimnisse der großen Urwaldströme werden im Düsseldorfer Aquarium lebendig, die Labyrinthfische der asiatischen Reisfelder, die heiligen Fische des indischen Stromes, ja selbst der merkwürdige mexikanische Kiemmolch und der Kameruner Korallenfrosch sind vertreten. Daneben die Fülle der bunten Barben, der Salmier, der Buntbarsche mit ihrer interessanten Brutpflege, und auch der afrikanische Maulbrüter fehlt nicht. Aber auch bemerkenswerte Zuchtformen, wie die pompösen Schleierschwänze, deren Paare mit Hunderten von Mark gehandelt werden, und seltene Abarten der Schwertträger, Guppy und anderer lebende Junge zur Welt bringende Fische. Neben dieser Abteilung verblaßt natürlich unsere deutsche Fischfauna in der Kaltwasserabteilung. Dafür ist sie uns mit ihren wohlschmeckenden Speisefischen im Augenblick jedoch um so mehr ans Herz gewachsen, und wir erfahren aus dem beredten Munde Johannes Geuenichs mit Genugtuung, daß es ihrer noch so manche in unseren Strömen, Bächen und Teichen gibt.

Neben diesen Abteilungen wird das Aquarium noch Räume einrichten, in denen Frösche, Molche, Wasserinsekten, wie Schmetterlinge, Käfer, Libellen usw. gezeigt werden. Ebenso werden in einem besonderen Raum auch die kleinsten Lebewesen unseres Wassers zu Wort kommen. Eine Zucht- und Forschungsabteilung ist ebenfalls vorgesehen.

Einen besonderen Anziehungspunkt wird das Institut durch seine große Seewasserabteilung erhalten, die mit rund 20 000 Liter Beckeninhalte auch größere Meeresbewohner aufnehmen können, und damit unsere Düsseldorfer Anlage zur größten Deutschlands werden lassen wird.

Die Vorarbeiten für diese Abteilung sind schon recht erfreulich vorangekommen, und die Zusagen für die Lieferung von Seewasser, Seetieren und Futter liegen bereits vor. Geöffnet ist das Aquarium täglich von 10 bis 18 Uhr durchgehend, damit auch die Schulen und die auswärtigen Besucher genügend Zeit für die Besichtigung haben.

Unsere Heimatfreunde werden es sich nicht nehmen lassen dem so wunderreichen Institut ihre ganze Aufmerksamkeit und Zuneigung zu schenken. Man erreicht das Aquarium am besten, so man den Weg über den Schulhof der alten ehemaligen Volksschule an der Brehmstraße nimmt.

\*



Felix Börgermann †

## Unsere Börgermanns

Die Börgermanns feierten dieser Tage ihr hundertjähriges Geschäftsjubiläum. An Ehrungen, Freundschaftsbeweisen und Sympatien aus der ganzen Bürgerschaft hat es nicht gefehlt. Kränze, Guirlanden und Blumen unterstrichen das alles. Und es war richtig so! Der klangvolle Namen hat ein Jahrhundert überdauert, und nun geistert die Erinnerung, jenes Gnadengeschenk des Himmels... Wir können es uns nicht vorstellen, daß weder die Firma noch die Familie selbst jemals in Vergessenheit geraten sollte. Dafür sorgt schon die liebe Altstadt mit allem was dazu gehört und dafür bezeichnend ist. Und wir Heimatfreunde wissen das recht zu würdigen. In unserer vordersten Reihe standen und stehen sie alle, jene Familienmitglieder, die stets und immer das gute, treue, heimatbewußte, solide Bürgertum verkörperten, die rechtschaffen das Handwerk und den Handel pflegten, sich der Wissenschaft verschrieben und das Brauchtum und die Sitten der Väter ungemein förderten. Felix Börgermann gründete mit uns unseren großen Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ und wirkte bis zu seinem allzufrühen Tode in unserem

Vorstand. Er ist der Unvergessene, von dem der Chronist im März des Jahres 1935 schrieb: „... Wir haben einen unserer Besten zu Grabe getragen. Frühlingsstimmung lag über dem Nordfriedhof. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel herab, und in den Wüpfeln der hohen Bäume, die nun wieder zu knospen beginnen, sangen die Vögel. Was an Felix Börgermann sterblich war, ist nicht mehr unter uns. Aber unter uns ist seine Seele mit ihrer ganzen, großen Liebe zur Heimatstadt; die Erinnerung an sein allzeit frohgestimmtes Herz, seinen goldenen Humor, seine Freundschaft und Liebenswürdigkeit. Angesehen bei der ganzen Bürgerschaft der Stadt, hochgeachtet in dem engeren Kreis der Altstadt, geliebt von seinen Vereinsfreunden und ohne Feind und Übelwollenden, so ist dieser aufrechte, feine und liebenswerte Sohn Düsseldorfs von uns gegangen... Und ehe drei Monate vergehen, werden in der Linde über seinem Grabhügel im Duft der Blüten die Bienen summen, das ewige Lied von der Schönheit des Lebens, die Felix Börgermann erkannt und geliebt hat...“

13 Jahre sind seitdem ins Land gerauscht, und er ruht heute wie einst — und auch in Zukunft — weiter in unserem Gedenken. Seine tatenfrohe Frau wirkt in seinem Sinne weiter. Sie leitet sein Geschäftsunternehmen; aber sie tritt nicht an die Öffentlichkeit. Das tut ihr Bruder, unser allseits verehrter Paul Klees, Fabrikant seines Zeichens, zweiter Chef der Düsseldorfer St. Sebastianer, die er so vorbildlich und treffend zu führen versteht, und im übrigen mit nie versagendem Eifer ihrer Geschichte nachspürt und jeden dafür zu begeistern vermag. Er hob auch unsere Heimatbewegung mit aus der Taufe und gab ihr hier wie dort seinen guten, sicheren Rat. Treue und Anhänglichkeit sind ihm keine unbekanntenen Begriffe. Er ist einer jener Männer, gewachsen aus dem gut bürgerlichen Milieu in die Höhe und Breite Düsseldorfer Eigenlebens, und wurde so der Repräsentant Düsseldorfer Tradition, darauf wir recht stolz sein wollen.

Zu uns gehörte auch Felix Börgermanns einziger Sohn Dr. Fritz Börgermann, der als Oberstabsarzt der Kriegsmarine während des grausigen Weltkrieges allzufrüh ins nasse Seemannsgrab sinken mußte. Aber Dr. Willi Pintgen, der Jurist und einstiger Prinz Carneval, Schwiegersohn von Felix Börgermann, seit langen Jahren ebenfalls „Düsseldorfer Jong“, kehrte glücklich aus der Kriegsgefangenschaft heim. Jetzt packte er mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter kräftig und mutig zu, da Haus samt Geschäft der Börgermanns in der Bergerstraße durch den Krieg in Flammen

aufging und niederbrach. Und alle drei haben es geschafft! Genau am 100. Jubiläumstag stand das Haus, wenn auch kriegsbedingt, wieder unter Dach und Fach. Wir „Düsseldorfer Jonges“ und mit uns die Bürgerschaft der Stadt freuen uns sehr und wünschen diesem Hause, das uns die besten Heimatvertreter bescherte, den schönsten Erfolg: heute und immer.

\*

## Wanderung im Heimatland

Landschaft wächst mir leuchtend zu,  
silberblanke Flüsse winken,  
Wälder, tief erfüllt von Ruh',  
unterm Horizont versinken.

Herden läuten hoch am Hang,  
weite, gold'ne Felder wogen,  
heller Lerchenüberschwang  
jubelt auf zum Himmelsbogen.

Linde blüht und Fingerhut,  
tausendstimmig orgeln Bienen,  
tief im Tal ein Dörflein ruht,  
spielzeugklein und sonnbeschienen.

Sonne scheint und lacht und ist  
über allem Blüh'n. und Werden!  
Liebes Heimatland, du bist  
Gottes Himmelreich auf Erden!

Willi Lindner

### Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat März 1948

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 17.30 Uhr)

Dienstag, 6. April: Monatsversammlung und Ausspracheabend.

Erinnerungsminute an den Geh. Archivrat Dr. Theodor Lacomblet.

Montag, 12. April: Im Sitzungssaal des Vereins der Eisenhüttenleute, Breitestr. 27

Lichtbildervortrag:

Reg.-Baumeister Dr.-Ing. Düttmann, Leiter des Stadtplanungsamtes:

„Die geplante Umgestaltung der Innen- und Altstadt Düsseldorfs“

Einführungen gestattet.

Beginn abends 17.30 Uhr.

Dienstag, 13. April: Referent Josef Loos:

„Was der Heimatfreund vom Naturschutz wissen muß“

anschließend Erläuterungen: Baurat Küchler, Direktor des Städtischen Gartenamtes.

Erinnerungsminute an den Geh. Archivrat Dr. Woldemar Harleß.

Dienstag, 20. April: Professor Hans Heinrich Nicolini:

„Der Kölner und der Altenberger Dom“ (mit Lichtbildern),  
Erinnerungsminute an den Geh. Archivrat Dr. O. R. Redlich.

Dienstag, 27. April: „Hinein in den Mai“ ein fröhlicher Heimatabend.

Erinnerungsminute an den Geschichtsschreiber der Stadt Düsseldorf, Staatsarchivrat Dr. Friedrich Lau.

Wir bitten unsere Mitglieder, Freunde und Gönner höflich, diese  
Blätter sorglich zu sammeln und aufzubewahren.